

A man with dark hair, wearing a light blue shirt and a dark vest, is leaning against a wooden wall. He has a large, dark brown backpack on his back. He is holding a white piece of paper against the wall with his left hand and writing on it with a black pen in his right hand. The background is a rustic wooden wall with vertical planks.

MARCELLO LISCIA

Ein
verregneter
Sommer

Roman

QUERVERLAG

MARCELLO LISCIA

Ein
verregneter
Sommer

Roman

© Querverlag GmbH, Berlin 2022

Erste Auflage September 2022

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie © ullstein bilderdienst

ISBN 978-3-89656-683-6

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH

Akazienstraße 25, 10823 Berlin

www.querverlag.de

Kapitel 1

Ein Tag im März

„Luca! Luca, komm her!“

Er war gerade draußen damit beschäftigt, die Ferkel mit einem Zweig in den Stall zu bugsieren. Das gelang ihm mehr schlecht als recht und er fürchtete schon Pasquales Blick, wenn der bemerken sollte, dass er sich zwar die Schuhe, die Hose und auch das Gesicht schmutzig gemacht hatte, das halbe Dutzend rosa Schweinchen aber immer noch fröhlich grunzend auf dem matschigen Boden umherlief.

„Luca!“ Die Stimme kam näher. Ängstlich schaute er sich um. „Luca, wo bleibst du? Ich habe dich schon mehrmals gerufen. Wie siehst du eigentlich aus? Komm mit rein. Papa ist aus dem Krankenhaus zurück.“ Annas Stimme wurde leiser, sie schien einen Kloß im Hals zu haben. „Mit Mama stimmt was nicht. Komm, Kleiner.“

Mit ihren acht Jahren war Anna gerade mal zwei Jahre älter als Luca, aber sie sagte immer „Kleiner“ zu ihm, obwohl Luca nicht der Kleinste war. Seit sie das neue Schwesterchen Clara hinzubekommen hatten, war er das erst recht nicht mehr. Und dann war da noch Lorenzo, der erst vier war.

Anna nahm Luca an die Hand und zusammen gingen sie mit schnellem Schritt, dem Luca so gerade noch folgen konnte, über den Hof zum Wohnhaus. Auf dem Weg dorthin fiel es Luca nicht besonders auf, dass an diesem kalten Tag im März die Wolken über den Himmel rasten. Die Sonne schien zwar, aber es war kalt, was Luca rote Wangen und

eine rote Nase bescherte. Sein Papa sagte immer, um ihn zu ärgern, er hätte eine kleine Kartoffelnase. In dem Moment wunderte er sich nicht, dass der Traktor nicht dort stand, wo er sonst stand, wenn er nicht benötigt wurde, sondern mitten im Hof vor dem Kuhstall. Ebenso wenig irritierte es ihn, dass das Fahrrad von Don Alfonso an der Hauswand lehnte. Und dennoch schienen alle diese Eindrücke in seine Erinnerung eingebrannt zu sein, wenn er sich - auch Jahrzehnte später - an diesen Tag erinnerte.

Es war der Tag, an dem seine Mutter starb.

Sie kamen ins Haus und standen auch schon in der Küche. Es war ein Bauernhaus aus dem vorigen Jahrhundert, in das ihr Vater und ihre Mutter mit ihren ältesten Kindern Pasquale, Emma und Francesco ziehen mussten, als Lucas Onkel Vittorio den Familienbesitz beim Kartenspielen verloren hatte. Sie durften den Hof und das dazugehörige Land mit seinen Feldern und den Weinbergen als Pächter bewirtschaften und sich somit ein klägliches Auskommen sichern. Insbesondere Pasquale und Francesco erzählten oft von den alten Tagen. Doch sie mussten immer aufpassen, dass ihr Vater das nicht mitbekam. Er wollte davon nichts hören. Heute weiß Luca, dass es ihm wehgetan haben muss. Damals hatte er das allerdings nicht verstanden. Er hörte den Geschichten gerne zu. Sie waren wie aus einer anderen Welt. So etwa soll es in ihrem alten Haus eine geschwungene steinerne Treppe gegeben haben, die in die obere Etage führte, in der sich die Schlafzimmer befanden. Nicht eine einfache Holztreppe wie bei ihnen zu Hause, die insbesondere im Winter immer unter der Last der Füße, die auf ihr auf- und abgingen, erbärmlich stöhnte. Und sie hatten wohl ebenfalls eine Kutsche, die von vier Pferden gezogen wurde. Das alles war für ihn unvorstellbar und herrlich zugleich. Und dennoch war dieses alte Bauernhaus, in dem er und auch Anna geboren waren, mit seiner alten Treppe und dem alten Ofen in der Küche und den grünen Holzfensterläden und dem direkten

Durchgang über die Diele zum Stall - all das war sein Zuhause. Er liebte es, wenn seine Mama Brot gebacken hatte, dessen Duft das ganze Haus erfüllte. *Mama*.

Anna hielt immer noch seine Hand. Sie hielt sie nun so fest, dass es Luca fast wehtat. Ihr Papa saß auf einem Stuhl, der seitlich am großen Tisch stand, an dem sie alle acht jeden Tag gemeinsam ihre Mahlzeiten einnahmen. Er stütze sich mit einem Ellbogen auf dem Tisch ab und hielt seine Stirn. Er weinte. Noch nie hatte Luca ihn weinen sehen. Auch heute weiß er nicht genau, was das mit ihm damals machte. Was er weiß, ist, dass seit dem Tag alles anders war.

„Kinder, setzt euch hierher.“ Es war die Stimme von Don Alfonso. „Luca, Anna, kommt her.“ Der Geistliche ging auf sie zu und zog sie auf das alte Sofa, das gleich rechts neben der Küchentür unter einem Fenster stand. Sie sollten das schmerzverzerrte Gesicht ihres Vaters nicht sehen, der die beiden noch gar nicht bemerkt zu haben schien, bis Don Alfonso ihre Namen ausgesprochen hatte, und aus dessen Augen Schuld, Verzweiflung und Scham zugleich sprachen, als fühlte er sich ertappt, dass Anna und Luca ihn so zu Gesicht bekamen. Pasquale und Francesco standen hinter ihm und schauten mit versteinerten Mienen auf den Boden, auf den Tisch, auf ihre Hände. Emma saß auf dem Stuhl, der immer hinten an der Wand stand, hinter der sich die kleine Spülküche befand. Sie trug das alte blaue Kleid, das sie immer trug, wenn sie das Essen für die Familie kochte. Die Hände im Schoß, weinte auch sie. Und als hätte auch sie erst in dem Moment bemerkt, dass Anna und Luca in die Küche gekommen waren, stand sie hastig auf, wischte sich die Tränen aus den Augen, strich sich eine Haarsträhne hinter ein Ohr und kam zu ihnen auf das alte Sofa. Sie setzte sich zwischen sie, umschloss Annas Kopf mit ihrer rechten Hand und Lucas Kopf mit ihrer linken. Sie küsste Luca auf die Stirn und drückte ihn an ihre Brust. Die große Schwester Emma, die schon immer eine zweite

Mutter für sie gewesen war. Und wie es das unbarmherzige Schicksal für sie alle vorgesehen hatte, musste sie dieser Mutterrolle fortan noch mehr nachkommen. Der Einzige, der fehlte, war der kleine Lorenzo, der gerade seinen Mittagsschlaf hielt. Und natürlich Clara, aber die war ja gerade mal eine Woche alt und bei der Mama im Krankenhaus. Das zumindest dachte Luca. Und ganz falsch lag er damit nicht. Beide waren sie im Krankenhaus, Clara und Mama, nur dass seine Mutter an dem kalten, aber dennoch sonnigen Morgen im März gestorben war, als sich ein Blutgerinnsel in ihrem Kopf festgesetzt hatte und sie erst das Bewusstsein und dann ihr Leben verlor.

„Mama kommt nicht mehr nach Hause“, sagte sein Papa mit einer Stimme, die Luca fremd war. Papa, der immer morgens vor dem Frühstück feierlich das Gebet für die Familie sprach. Papa, der ihm mit unendlicher Geduld gezeigt und mit seiner verständnisvollen Stimme erklärt hatte, wie man aus Holzsohlen, Leder und Zwirn Schuhe zusammennähte, obwohl das gar nicht zu Lucas Aufgaben gehörte, da er noch zu klein dazu war. „Mama kommt nicht mehr nach Hause“, wiederholte er diesen Satz mit einer brüchigen, flatterhaften Stimme, die an einen Schmetterling erinnerte, der verzweifelt versucht, bei starkem Wind auf einer Blume Halt zu finden, letztendlich aber von einer Böe davongeweht wird. „Sie ...“ – doch weiter kam er nicht. Er saß da mit offenem Mund und roten Augen, die durch sie alle hindurchzustarren schienen, als suchten sie nach den passenden Worten, die in dieser unsäglichen Situation ausgesprochen werden wollten. Doch die Suche war vergebens. Er schaffte es nicht weiterzusprechen, schloss den Mund wieder und schaute Luca und Anna nur an, die ihm am anderen Ende der Küche gegenüber saßen und ebenso verzweifelt in seinen Augen nach einem Sinn suchten. Einen Sinn, von dem sie sich Trost erhofften.

„Pietro, lassen Sie mich ...“ Es war Don Alfonso, der das Schweigen schließlich beendete. Er stand von dem Sofa auf, auf dem er mit Luca, Anna und Emma gesessen hatte, stellte sich nun mitten in die Küche und hielt die gefalteten Hände vor die Brust. Luca fand das sogar lustig, da es den Anschein hatte, als wollte Don Alfonso zu einer Predigt ansetzen. So bedeutungsvoll kannte er ihn nur aus der Kirche. Zwar war er häufig bei ihnen zu Besuch, aber dann, um mit ihnen zu essen oder mit Papa über die Bibel oder Politik zu diskutieren, und dafür saß er mit am Tisch und stand nicht mitten in der Küche.

„Marcella ... eure Mutter, ist heute von uns gegangen.“ Von uns gegangen? Sie war doch im Krankenhaus. Warum kam sie nicht nach Hause? Wo war sie denn hingegangen? „Sie erlag heute Morgen einem Blutgerinnsel in ihrem Kopf. Die Ärzte haben alles versucht, aber der Herr hat sie zu sich geholt.“ Der Herr hat sie zu sich geholt? Luca verstand das nicht. Anna musste es verstanden haben, denn kaum hatte Don Alfonso „zu sich geholt“ gesagt, fing sie an zu weinen.

„Emma, was heißt ‚zu sich geholt‘?“, wollte Luca wissen.

„Mama ist gestorben“, sagte Emma flüsternd. „Sie ist jetzt beim lieben Gott und den Engeln.“ Was redeten sie alle da? Das konnte doch nicht sein! Luca sprang vom Sofa auf und lief zu seinem Vater.

„Papa, Mama wollte mir doch noch beibringen, wie man Strümpfe strickt, und sie hat mir versprochen, dass ich im Frühling mit zur Viehschau darf und ... Das geht doch nicht! Don Alfonso, da hat der liebe Gott doch bestimmt etwas falsch gemacht! Mama wollte doch noch gar nicht zu ihm. Und was ist denn mit Clara?“ Luca stampfte mit einem Fuß auf dem alten Küchenboden auf. Mit geballten Fäusten bellte er ihnen all den Protest entgegen, den ein Sechsjähriger aufbringen konnte, dem man gerade seine Mutter genommen hatte.

„Kind ...“ Zu mehr war auch Don Alfonso nicht in der Lage.

Luca schaute hastig einen nach dem anderen an, doch keiner hatte eine Antwort auf seine Fragen. Alle saßen oder standen sprachlos da und weinten. Luca musste raus. Er rannte aus der Küche, durch die Diele nach draußen, über den geschotterten Hof, auf den Weinberg zu, über das nasse Gras, durch den saftigen Löwenzahn, unter den Weinstöcken entlang, die ihn - noch laublos - mit ihren knorrigen Ästen wie ein abgebrannter Dachstuhl nicht vor der kalten Luft, dem einsetzenden Nieselregen und dem Himmel schützen konnten. Der Himmel, in dem jetzt seine Mutter war. Luca blieb atemlos stehen und ließ sich im nassen Gras auf den Hintern fallen, lehnte sich an einen Weinstock und schrie. Er schrie keine Worte, es waren nur verzweifelte, fassungslose Laute. Er starrte dabei in den Himmel. Dann verstummte er, während der letzte Schrei verhallte. Er schaute weiter in den Himmel. „Mama, warum bist du gegangen? Warum kommst du nicht wieder?“ Er rang dabei nach Atem. Kaum hatte er das ausgesprochen, quollen die Tränen auch schon aus seinen Augen und vermischten sich mit dem Nieselregen, der sein Gesicht mit kleinen Perlen benetzt hatte.

„Luca!“ Das war die Stimme seines Vaters. „Da bist du ja. Du bist ganz nass geworden. Hier, nimm meine Jacke.“ Sein Papa war ihm nachgelaufen. Er hielt ihm seine Jacke hin, doch Luca nahm sie nicht. Also legte er sie über ihn, sodass nur Lucas Kopf herausragte. Er saß immer noch auf dem Boden an den Weinstock gelehnt und schaute in den Himmel. Sein Papa setzte sich neben ihn, legte ihm einen Arm um die Schulter und gemeinsam schauten sie nun nach oben. Der Regen war kräftiger geworden. Fast, als wollte er sie trösten, wusch er ihnen die Tränen aus den Gesichtern.

Kapitel 2

Von Belanglosem

Wie lange sie damals dort zusammengesessen hatten, wusste er nicht. Das war zehn Jahre her.

„Luca, hör auf zu träumen! Los! Die Pause ist rum. Die Sonne scheint wieder.“ Signora Colombo stand mit ihrem gewohnt strengen Blick in der Tür, die Hände in die Hüften gestemmt. Sie würde so lange dort warten, bis er aufstehen, an ihr vorbei und zurück ans Fenster für den Außenverkauf gehen würde. Immer, wenn er in den wenigen freien Minuten oder Stunden – immer dann und nur dann, wenn es regnete – am Fenster des Innenhofes saß und nach draußen schaute, wo eigentlich nicht viel mehr stand als mehrere Kübel mit Bauernhortensien und eine alte Bank, von der die weiße Farbe zunehmend abblätterte, musste er an zu Hause denken. An seinen Vater, seine Geschwister, die Felder und die Weinberge, die Bienen und an seine Mutter, deren Gesicht in seiner Erinnerung immer schemenhafter wurde und an deren Stimme er sich kaum noch erinnern konnte. Dass sie ihm immer mehr wie Sand durch die Finger glitt, versetzte ihn in Schrecken und ein schlechtes Gewissen quälte ihn. Mehr aber noch überwog die Furcht, dass er sich vielleicht eines Tages gar nicht mehr an sie würde erinnern können.

„Hortensien sind für mich die schönsten Blumen. Und weißt du, warum, Luca?“, fragte ihn seine Mutter, als er ihr, wie so häufig, bei der Hausarbeit zuschaute. An diesem Tag war sie damit beschäftigt, Socken zu stopfen. Luca war etwa fünf Jahre alt. Seine Mutter saß an einem kleinen

Tisch am Fenster der großen Wohnküche, den sie stets für das Ausbessern alter Kleidung nutzte, auf dem aber auch ihre Nähmaschine stand, die sie wie eine Kostbarkeit pflegte. Es war jedoch die falsche Jahreszeit für die Nähmaschine, denn es war Frühsommer und erst im Herbst würden sie nach der Ernte über das nötige Geld verfügen, neuen Stoff für Kleider und Hemden kaufen zu können. Luca saß auf einem der Holzstühle, deren Sitzfläche aus Strohgeflecht gefertigt war, ganz dicht neben seiner Mutter und ließ die Füße baumeln, mit denen er so gerade eben die alten dunkelroten Fliesen berühren konnte.

„Nein, Mama, warum?“

„Weil jede Blüte wie ein kleiner Blumenstrauß aussieht. Und wenn man mehrere Blüten zusammen in die Vase stellt, wie sieht es dann aus?“ Sie ließ kurz von der grauen Socke ab, die sie in der Hand hielt, und schaute ihn lächelnd an.

„Schön!“, rief Luca und strahlte, da er der Auffassung war, die perfekte Antwort auf die Frage seiner Mutter gefunden zu haben.

„Ja, natürlich! Aber wie noch?“ Mit großen Augen sah sie ihn an und war gespannt, was ihm noch einfallen sollte. Luca betrachtete seine Mutter mit ebenso großen Augen und runzelte dabei die Stirn.

„Wie ganz viele kleine Blumensträuße?“, fragte er dann etwas unsicher und war wiederum gespannt auf ihre Reaktion.

„Genau!“ Das machte Luca stolz auf seine Antwort. Sie legte die Socke, den Faden und die Nadel auf den Tisch, nahm Luca in die Arme und drückte ihn an ihre Schürze. „Und wie ein Blumenmeer, denn man sieht überhaupt keine Blätter, sondern nur noch blau und rot und weiß!“ Während sie blau und rot und weiß sagte, wiegte sie Luca, den sie noch immer an sich drückte, nach rechts, nach links und wieder nach rechts, als hätte jede der von ihr aufgezählten

Farben ihren eigenen Platz. Luca liebte es, wenn seine Mutter ihn so an sich drückte. Sie duftete immer nach Garten, nach Essen, nach Brot.

„Und wenn du später mal eine Freundin hast und ihr Hortensien schenkst, was heißt das dann?“, fragte sie ihn und hatte aufgehört, ihn hin und her zu wiegen.

„Dass ich sie schön finde?“ In Lucas Antwort schwang Unsicherheit mit.

„Wen, die Hortensien oder das Mädchen?“, lachte sie.

„Mama! Das Mädchen natürlich!“ Luca hatte sich aus ihrer Umarmung gelöst und schaute sie protestierend an.

„Sicher auch das. Aber du fragst sie damit auch, ob sie dich vergessen hat. Das ist die Sprache der Blumen. Jede Blume hat ihre eigene Botschaft.“ Sie wartete auf seine Reaktion und schaute ihn amüsiert an.

„Warum sollte sie mich denn vergessen, Mama?“

„Du hast recht! Wie könnte man meinen kleinen Luca jemals vergessen? Die Mädchen werden dir bestimmt in Scharen hinterherlaufen!“ Sie lachten beide. Lucas Mutter setzte die Ausbesserung der Socke fort und Luca schaute ihr weiter zu, hing aber in seinen Gedanken den Botschaften der Blumen nach.

Nun, das mit den Mädchen hatte sich noch nicht eingestellt. Zumindest liefen sie ihm nicht hinterher. Oder vielleicht doch? Was war mit Marisa? Er konnte sich an ihre Blicke erinnern, die ihm immer unangenehmer wurden. Ihr aufgesetztes Lächeln, während sie mit einem Finger in ihren Haaren herumspielte. Marisa war die Tochter von Signor Leoni, der seinen Eltern den Hof verpachtet hatte. Wenn er auch meist im Dorf mit Mädchen und auch eher mit seinen Schwestern als mit seinen Brüdern gespielt hatte, so verlor er doch seit einigen Jahren zunehmend das Interesse an ihnen. Mädchen wurden ihm ... zuwider. Vielleicht gehörte das dazu, bevor man sich in eines dann verliebte?

Er war inzwischen sechzehn. Hätte er nicht schon längst eine Freundin haben sollen? Wie denn, wenn er seit März jeden Tag von morgens bis abends Eis machte, umfüllte, verkaufte, den Tresen putzte, nur um am nächsten Morgen von vorne zu beginnen? Und bevor sein Vater ihn nach Deutschland geschickt hatte, ließ der Hof ihm – genauso wenig wie seinen Geschwistern – kaum eine freie Minute, außer vielleicht sonntags, aber der Tag war mit Kirchengang und gemeinsamem Essen und Singen auch meist schon in seiner immer wiederkehrenden Routine verplant.

„Luca, ich warte!“ Signora Colombo, die hatte er fast vergessen.

„*Sì, signora!*“, stammelte er und zog an ihr vorbei an seinen Platz an der Theke.

„Das wurde ja auch mal Zeit!“, raunte ihn Paolo an, mit dem er sich den Posten am Außenverkauf teilte. „*Die Nächste biete!*“ Das und „*danke*“ und „*gute Tag*“ waren bisher die einzigen deutschen Worte, die er und Paolo beherrschten, abgesehen von den Zahlen, die sie kennen mussten, da sie ja das Geld für die Waffeln und Becher immer gleich einkassierten. Ach, und dann war da natürlich noch „*widersen*.“ Das waren die ersten Worte, die Paolo ihm nach Feierabend gleich im ersten Monat eingebläut hatte. Was die Zahlen anging, so stand Luca insbesondere mit der „*zwulf*“ und der „*funfzen*“ auf Kriegsfuß. Diese Zahlen wollten ihm – zumindest auf Deutsch – nicht über die Lippen kommen.

Paolo war siebzehn und schon in der zweiten Saison in Deutschland. Er verkörperte wohl das, was man einen Mädchenschwarm nannte. Für italienische Verhältnisse war er mit seinen 1,85 groß, er hatte braune Augen, ein markantes Kinn und eine dichte schwarze Mähne, die er nach der Mode hinten kurz und vorne zu einer glänzenden Tolle frisiert trug. Nachmittags sah man – auch wenn er sich täglich rasierte und das wusste Luca, denn sie teilten sich ein Zimmer, in dem das Waschbecken gleich mit im

Raum war – bei ihm schon einen deutlichen Bartschatten. Paolo suchte sich aus der Wäschekammer immer gern Hemden, die eine Nummer zu klein für ihn waren, damit man unter dem Stoff seine Brust- und Oberarmmuskeln sah, die er jeden Morgen mit einem Satz Liegestütze in Form behielt. „*Die Nekte biete!*“

„Und? Hast du es schon mal gemacht?“, hatte ihn Paolo ungefähr nach einer Woche, die sie sich das Zimmer teilten, gefragt, als sie in ihren Betten lagen und nur noch das Licht der Außenbeleuchtungen der Geschäfte in ihr Zimmer schien. Das Personal war in den zwei Etagen über der Eisdiele untergebracht und somit mitten in der größten Einkaufsstraße der Stadt, durch die noch alle halbe Stunde die Straßenbahn bimmelnd an ihnen vorbeiratterte. Glücklicherweise fuhr die Straßenbahn nicht nachts, sodass sie in der Regel ruhig schlafen konnten.

Die Eisdiele der Colombos befand sich in Paderborn. Nie zuvor hatte Luca diesen Namen gehört. Die einzigen deutschen Städte, die er kannte, waren München, Berlin und Frankfurt. Er wusste auch nicht, wo in Deutschland Paderborn lag. Als sie auf der Fahrt nach Deutschland in München am Bahnhof umgestiegen waren, dachte Luca, dass sie sicherlich bald angekommen wären. Da hatte er sich jedoch geirrt, denn die weitere Fahrt in dem ruckeligen, lauten und stickigen Zug bis nach Paderborn erschien ihm endlos. Zudem hätte es jede beliebige Stadt in Deutschland sein können. Es spielte für ihn keine Rolle, welchen Namen der Ort hatte, in dem er schließlich niemanden kannte.

„Was gemacht?“, wollte Luca wissen.

„Na, Liebe! Was denn sonst?“

„Wie kann man Liebe machen? Entweder man liebt oder man liebt nicht.“

„Mensch, Luca! Du hast auch überhaupt keine Ahnung, oder? Ich meine, mit einem Mädchen. Gevögelt.“

„Hast *du*?“

„Hör mal, sehe ich aus wie ein Mönch? Ich habe es das erste Mal gemacht, als ich vierzehn war. Mit der Tochter des Bäckers bei uns im Dorf. Sie hieß Lucia.“ Er lachte. „Und ich denke, sie heißt immer noch so! Die war heiß, kann ich dir sagen! Und hast du?“

„Lass mich schlafen!“

„Also nein.“

„Idiot.“ Luca drehte sich zur anderen Seite und zog sich die Bettdecke bis unter das Kinn.

„Gib's zu! Du hast es dir bis jetzt immer nur selbst gemacht, hab ich recht?“

Luca antwortete nicht. Er tat so, als wäre er schon eingeschlafen.

„Na, dann träum was Schönes! Vielleicht kannst du es dann wenigstens im Traum mal machen und du erzählst es mir dann morgen!“

Luca konnte sich gut vorstellen, wie Paolo im Bett lag und sein breites Grinsen aufgesetzt hatte, das ihn immer ein bisschen scheel aussehen ließ. Paolo war nur ein Jahr älter. Und selbst, wenn er gleich alt gewesen wäre, hatte er bereits mit vierzehn das erste Mal Sex gehabt. Luca war sich nicht sicher, ob er das glauben sollte. Und überhaupt, was sollte daran so toll sein? Das ganze Thema interessierte ihn überhaupt nicht beziehungsweise war es ihm immer unangenehm, überhaupt nur daran zu denken, geschweige denn, darüber zu sprechen.

Er konnte sich erinnern, wie er seine Schwester Anna einmal nackt gesehen hatte, als er aus Versehen am Badetag zu früh ins Bad gekommen war und ihre älteste Schwester Emma die kleine Anna, die gerade aus der Wanne gestiegen war – es war eigentlich mehr ein Waschbottich, den sie samstags immer mitten ins Bad stellten –, gerade in ein großes Handtuch hüllen wollte. Er war also zu früh ins Bad gekommen und er konnte sich noch erinnern, dass er sich gewundert hatte, dass da unten bei Anna irgendwie nichts war. Zumindest kam ihm das so

vor. Das Ganze hatte vielleicht drei Sekunden gedauert und dann war er auch schon wieder verschwunden und hatte die Tür hastig ins Schloss fallen lassen. Anna hatte kurz aufgeschrien und Emma hörte er noch sagen: „Liebes, das war doch nur Luca. Er hat bestimmt nichts gesehen.“ Er hatte auch nichts gesehen. Und gerade das fand er irritierend. Er musste damals acht und Anna demnach zehn gewesen sein.

„He, aufwachen! Es ist schon sechs!“ Paolo rüttelte an Lucas Schulter.

„Lass mich! Ich stehe ja schon auf“, raunte Luca ihn an.

„Und hast du einen heißen Traum gehabt? Hast du? Hast du? Hast du?“ Und mit jedem „*hast du*“ stieß Paolo ihm mit dem Zeigefinger in die Seite.

„Ich hab gesagt, du sollst mich in Ruhe lassen!“ Jetzt war Luca wach.

„Hahaha! Komm, steh auf! Du kannst aufs Klo. Ich brauche jetzt das Waschbecken.“

Die Toilette befand sich im Treppenhaus zwischen den Etagen. Da sie im gesamten Haus unter sich waren – sie, das heißt Luca, Paolo, Ernesto und Michele, die die Eisbecher machten, und die Mädchen Maria, Caterina, Elsa und Francesca, die bedienten –, zog Luca nur seine Pantoffeln an und verließ im Nachthemd das Zimmer. Die Colombos selbst wohnten gegenüber in einer eleganten Dachgeschosswohnung mit Terrasse nach hinten raus.

Auf dem Weg zur Toilette knarrten die alten Holzdielen im Flur bei jedem Schritt, was auch schon mal nachts vorkam und hieß, dass entweder jemand gerade mal musste oder unerlaubterweise von einem nächtlichen „Spaziergang“ wiederkam. Signora Colombo – sie nannten sie auch gerne, wenn die Colombos und Elsa, die nämlich eine Nichte der Colombos war, es nicht mitbekamen, „*la colomba*“, was die Taube heißt – achtete penibel darauf, dass die von ihr aufgestellten Regeln eingehalten wurden. Und so ein nächtlicher „Spaziergang“ war ein ganz klarer

Verstoß gegen die Regeln von La Colomba. Elsa hätte – so wurde Luca erzählt – schon mehr als einmal im Auftrag der Colomba gespitzelt. Sollte man ihrem blond gefärbtem Haar und dem blassen Gesicht, was ihr einen engelsgleichen Anschein verlieh, glauben, so hätte sie kein Wasser trüben können. Das Gegenteil war allerdings der Fall.

Luca drückte die Klinke herunter. Die Tür öffnete sich und schlug wie gewohnt vor die Toilettenschüssel. Hastig schlüpfte er hinein in den Raum, der nicht größer als eine Besenkammer war, zog sein Nachthemd hoch und wollte sich gerade auf die Schüssel setzen, als er bemerkte, dass mal wieder kein Toilettenpapier da war. Weder hing eine Rolle an dem Halter, der innen an der Tür angebracht war, noch waren Reserverollen auf dem Bord rechts an der Wand. „*Porca puttana!*“ Gut, dass sein Vater ihn nicht hören konnte. Der hasste es, wenn seine Kinder fluchten. Mit einem „*Ma va..!*“ – also einem nicht einmal vollendeten Fluch, bei dem auch noch der entscheidende Teil fehlte –, das Luca seinem ältesten Bruder Pasquale hinterhergerufen hatte, als dieser ihm die flache Hand in den Nacken geschlagen hatte, was der Vater natürlich nicht gesehen hatte, hatte er sich drei *Ave Maria* eingehandelt, die er vor dem Mittagessen im Beisein seines Vaters und seiner Geschwister in der Küche beten musste, natürlich, nachdem er sich die Hände gewaschen, sein Hemd ordentlich in die Hose gesteckt und sein Vater ihm den Scheitel einigermaßen zurechtgelegt hatte.

Unverrichteter Dinge verließ Luca die Toilette, ging die zehn Stufen wieder hoch in die obere Etage, wo auch sein und Paolos Zimmer war, bis ans Ende des Flurs, um Toilettenpapier aus der kleinen Kammer zu holen, in der sie auch Handtücher und Bettwäsche sauber und ordentlich zusammengelegt in einem alten Holzregal aufbewahrten. Das Toilettenpapier lag auf dem obersten Regalboden. Er musste sich auf die Zehenspitzen stellen und ein wenig

strecken, auch wenn er mit seinen 1,78 gar nicht so klein war – fand er zumindest. Mit der rechten Hand nahm er erst eine, dann die nächste Rolle, übergab sie jeweils seiner linken Hand und wollte nach der dritten Rolle greifen, die aber nach hinten rutschte und zwischen dem Regalboden und der Wand klemmte. Er versuchte, sie zu greifen, was ihm nicht gelang, also entschied er kurzerhand, das Regal etwas von der Wand abzurücken, damit die Rolle zwischen Regal und Wand auf den Boden fallen würde, wo er sie dann hervorfischen könnte. Der unterste Regalboden war hoch genug, sodass er die Rolle darunter nach vorn befördern könnte. Wenn es mit dem Strecken nach oben nicht klappte, dann doch wenigstens mit dem Bücken. Gedacht, getan legte er die beiden Rollen, die er schon ergattert hatte, auf einem Stapel Bettwäsche ab, ergriff das Regal rechts und links an den Seiten und zog es nach vorn. Die alten Holzfüße des Regals quietschten, aber nichtsdestotrotz ging sein Plan auf, die Rolle fiel hinten an der Wand entlang auf den Boden, wo sie irgendwo liegengeblieben war. Er konnte sie zumindest nicht sehen. Einen kurzen Moment dachte er, die Rolle einfach liegen zu lassen – zwei Rollen wären auch genug: Eine am Halter und eine in Reserve. Schließlich drückte seine Blase und nicht nur die. Doch er entschied sich dennoch dazu, sich auf den Boden zu knien, um nach der Rolle zu greifen. Schön wäre gewesen, wenn sie nach vorne gerollt wäre, aber nein, es musste ja so sein, dass sie irgendwo hinten lag. Der Boden war kalt, obwohl es schon Mai war. Das Wetter hatte sich in den letzten Tagen stark verschlechtert und La Colomba weigerte sich, die Heizung wieder einzuschalten. Aber auch eine laufende Heizung hätte die Kammer nicht wesentlich erwärmt.

Blind ertastete er den staubigen Boden und dann etwas, was sich nicht anfühlte wie die erhoffte Toilettenpapierrolle. Vielmehr fühlte es sich an wie ein Stück Stoff, das etwas umhüllte. Er umschloss das kleine Bündel mit

seinen Fingern und drückte vorsichtig zu. Was er spürte, war hart, ließ aber auch ein wenig nach. Nicht nur um dieser unbequemen Position auf dem kalten Boden ein Ende zu bereiten, zog er das Bündel heraus – auch wenn er das Knien von den vielen Gottesdiensten, genaugenommen jeden Freitag und jeden Sonntag während seiner gesamten Kindheit, von zu Hause kannte.

Mit seiner Vermutung, dass es sich um ein Stofftaschentuch handelte, lag er richtig. Es war weiß mit einer gelben Borte und etwas zerschlissen. Er stützte sich auf dem zweiten Regalboden ab, der, als er aufstand, fast aus der Halterung zu springen drohte, stand auf und breitete das Taschentuch auf einem Stapel Handtücher aus. Was da zum Vorschein kam, entpuppte sich als eine goldene Brosche in Form eines geschwungenen Buchstabens. Es war der Buchstabe C, der in Schreibschrift aus Gold mit kleinen roten Steinchen verziert von einer goldenen Nadel gehalten wurde, die – wie bei einer Sicherheitsnadel – in einem Verschluss eingehakt war. Wer versteckte so eine schöne und wahrscheinlich auch wertvolle Brosche unter dem Regal in der Abstellkammer? Es konnte nur so sein, dass es jemand getan hatte, dem sie nicht gehörte. Ein C. Hatte jemand die Brosche vielleicht gestohlen? C wie Colombo?

„Luca, sag mal, bist du das?“ Hastig wickelte er die Brosche wieder ein, wobei ihm auffiel, dass auch auf dem Taschentuch ein C stand. Es war in Gelb eingestickt und ähnlich geschwungen wie das der Brosche, wenn auch anders. Er stopfte das Bündel schnell unter eines der Handtücher, als Paolo seinen Kopf in die Kammer steckte. Luca hatte die Tür nur angelehnt. Warum hätte er sie auch schließen sollen? Er hatte ja eigentlich nur vor ...

„Was machst du denn?“, fragte Paolo sichtlich belustigt.

„Es war kein Toilettenpapier mehr da“, schoss es aus Luca heraus.

„In der Zeit, in der ich mich rasiere und hundert Liegestütze mache und mich wasche, schaffst du es gerade mal, aufs Klo zu gehen, dir nicht den Hintern abzuwischen und dich in der Kammer hier – ja, was eigentlich? Alter, du bist echt komisch, weißt du das? Sieh zu, dass du fertig wirst. Du weißt, was los ist, wenn du zu spät bist!“

Und schon war Paolo verschwunden. Was blieb, war der Geruch seines Rasierwassers *Pino Silvestre* – das gleiche, das Don Alfonso benutzte. Auch wenn er sich mit Duftwässern nicht auskannte, war Luca der Name doch geläufig, da Don Alfonso im Kommuniionsunterricht – wenn auch sichtlich verlegen – auf die Frage von Marisa, der Tochter von Signor Leoni, wonach Don Alfonso denn so rieche – sie sagte riechen, nicht duften – erwiderte: „Mein Kind, das ist der Duft von frischen Pinien aus dem Wald.“

„Und wieso riechen Sie danach? Waren Sie heute etwa schon im Wald?“

„Mein Kind, es ist ein Rasierwasser namens *Pino Silvestre*. Meine Schwester aus Verona bringt es mir immer mit, wenn sie mich besuchen kommt.“

Als sie den Kommuniionsunterricht verließen, drängte sich Marisa im engen Flur des Pfarrhauses durch das Grüppchen der anderen Kinder zu Luca hindurch und hauchte ihm beim Hinausgehen ins Ohr: „Wenn ich einmal groß bin, dann schenke ich dir auch *Pino di Mestre*.“ Sie grinste ihn dabei an und klimperte mit ihren langen braunen Wimpern.

„Das heißt *Silvestre*. *Pino Silvestre* hat Don Alfonso gesagt. Und wenn ich groß bin, bin ich bestimmt nicht mehr hier. Also kannst du es mir gar nicht schenken.“

„Wo willst du denn hin, wenn du groß bist?“

„Weg“, sagte er und neigte sich mit offenem Mund zu ihr runter, fast, als wolle er ihr im nächsten Moment in die Nase beißen, lief dann aber doch voraus und die Straße hinunter. Es war Samstag und das hieß, dass Emma Kuchen gebacken hatte. Und den Duft von Emmas Kuchen zog Luca

dem von Don Alfonso allemal vor. An jenem Tag sollte es Apfelkuchen geben. Bei dem Gedanken lief ihm das Wasser im Mund zusammen und er ging zügigen Schrittes, fast laufend, nach Hause.

Eines Tages würde Luca Paolo sagen, dass der ihn täglich an den Pfarrer seiner Gemeinde erinnerte. Das würde ihm nicht gefallen, wollte er doch in allem, was er tat, stets ... Luca fehlte das passende Wort für das, was Paolo mit seinem ganzen Getue darstellen wollte. Was wollte Paolo mit seinen engen Hemden, seiner Frisur und seinem Rasierwasser zum Ausdruck bringen? Oder vielmehr, was sagte es über ihn, Luca, aus, dass er all das nicht hatte und tat?

Seine Haare waren kurz und der Seitenscheitel das Einzige, was man als Frisur bezeichnen konnte. Seine Hemden saßen zwar an den Schultern gut, aber ansonsten zeichnete sich eher nichts unter dem Stoff ab. Mehr als Wasser und Seife hatte seine Haut bisher nicht kennengelernt. Die Kartoffelnase hatte sich zum Glück nicht weiter knollig entwickelt, sondern verlief eher schmal und gerade. Er war blass, aber das traf auf alle Jungs in der *Gelateria Colombo* zu, selbst auf Paolo, denn die Sonne kannten sie nur vom Hinausschauen. Terrassen, auf denen die Gäste bedient wurden, sollte es erst viele Jahre später geben, somit bekamen auch die Mädchen, die bedienten, nicht einen Sonnenstrahl ab. Schlank war Luca schon immer. Er musste immer darauf achten, dass er genug zu essen bekam, um nicht völlig in seinem Hemd zu verschwinden. Das war hier in Deutschland gar nicht so einfach. Er arbeitete noch mehr als zu Hause auf dem Hof und die Hackordnung bei den Mahlzeiten war etwas, das er aus seiner Familie nicht kannte.

Er musste sich beeilen. Er war immer noch in seinem Nachthemd und außer der Entdeckung der goldenen Brosche hatte er noch nichts geschafft. Wenn Paolo schon runter in die Eisdiele gegangen war, dann musste es bald

halb sieben sein. Sie fingen zwar erst um sieben an, aber vorher frühstückten sie noch gemeinsam – was sie zumindest als Frühstück bezeichneten: ein italienisches Frühstück bestehend aus Milchkaffee und Keksen. Bald sollte Luca kennenlernen, was man in Deutschland üblicherweise unter einem Frühstück verstand.

Er schnappte sich also die beiden Rollen Toilettenpapier, ließ die dritte auf dem staubigen Boden liegen und lief die halbe Treppe hinunter zur Toilette.

„Besetzt!“, hörte er rufen, als er die Klinke herunterdrückte. Auch das noch!

„Hier ist kein Klopapier mehr.“ Es war Caterinas Stimme. „Kannst du mir welches holen?“, gefolgt von einem verschämten „Hihihi.“

„Ich habe zwei Rollen hier. Ich muss aber auch aufs Klo. Mach schnell!“

„Ich mache jetzt die Tür einen Spalt auf und du darfst nicht gucken und dann gibst du mir das Klopapier. Versprochen?“

„Versprochen.“ Viel weiter würde sie die Tür sowieso nicht öffnen können, es sei denn, sie würde sich mit den Füßen auf die Schüssel stellen, was sicherlich nicht ihre Absicht war. Der Schlüssel drehte sich im Schloss und dann ging auch schon die Tür etwas auf. Luca stellte die beiden Rollen übereinander auf den Boden und schob sie dann hinein. Er sah einen Fuß in einem rosa Stoffpantoffel, der die Rollen zu fassen bekam und hineinzog, gefolgt von dem erneuten Geräusch des Schlüssels, der sich wieder im Schloss drehte.

„Geh weg! Du kannst doch nicht dort vor der Tür stehen und mir zuhören. Komm gleich wieder! Ich brauche nicht mehr lange. Einverstanden?“

„Einverstanden. Aber ich bin in drei Minuten wieder hier!“ Er war viel zu freundlich zu Caterina. Schließlich wollte er schon vor ihr auf die Toilette und er hatte das Klopapier besorgt. Jedoch konnte sie das nicht wissen und

es war ihr auch nicht anzulasten, dass er sein dringendes Bedürfnis nun aufschieben musste. Vielleicht war es auch besser, dass sie ihn nicht in der Kammer gesehen hatte, gerade sie, Caterina. C wie Caterina? Letztlich musste ihr aber klar sein, dass er das Klopapier ja nur aus der Kammer geholt haben konnte. C wie Colombo? Vielleicht hatte sie aber auch nichts damit zu tun. Und wenn doch? Egal. Was ging ihn das an?

Kapitel 3

Drei Welten

Um zehn vor sieben kam er in die Eisdiele, wo es wie immer nach Kaffee duftete. Natürlich lief die Kaffeemaschine – eine *Rialto* – den ganzen Tag, aber am Morgen wurde der Duft noch nicht überdeckt von Vanille und Erdbeere, von Schweiß und Zigaretten und von Signora Colombos Gezeter. Er ging gleich nach hinten ins *laboratorio*, wo die Eismaschinen standen, aber ebenfalls der kleine Tisch, an dem sie frühstückten. Drei Kekse hatten sie ihm übriggelassen. Damit würde er bis Mittag aushalten müssen, es sei denn, er würde in einem unbeobachteten Moment eine Banane oder ein Stück Schokolade verdrücken können. Er nahm die Kekse aus der Keramikschüssel, steckte sich einen gleich in den Mund und ging zurück in die Eisdiele, um sich einen *caffelatte* zu machen.

Während sie das fertige Vanilleeis aus der Maschine in die Eisbehälter füllten – sie hatten zwei dieser ganz neuen Maschinen, die es erlaubten, in ein und demselben Behälter das Eis zu erhitzen, zu rühren und erkalten zu lassen –, prasselte der Regen an das kleine Fenster. Es würde wieder ein schlechter Tag werden. Zumindest war es die vergangenen vier Tage so gewesen, dass es früh morgens noch trocken war, sich dann aber später einregnete und den ganzen Tag bis in den Abend nass blieb. Ein schlechter Tag für die Colombos. Kein schlechter Tag für Luca und seine Kollegen, wenn man von der Laune der Chefin absah.

Signor Colombo war ganz anders als seine Frau. Er redete kaum, arbeitete aber viel. Gewissermaßen war er das Gegenteil seiner Ehefrau. Er redete auch wenig mit ihr, sie aber viel mit ihm. Isidoro hier, Isidoro da, *tesoro* hier, *amore* da. Allerdings hörte es sich selten nach *Schatz* und *mein Lieber* an, wenn sie ihn so ansprach. Es war mehr die Einleitung in eine Tirade über einen ihrer Mitarbeiter wie neulich, als Maria beim Spülen eine Suppenschüssel aus Porzellan zerbrochen hatte.

„*Tesoro*, hast du das gesehen? Schon wieder ist etwas kaputtgegangen! Sie kosten uns mehr Geld, als dass sie uns etwas einbringen!“

„Nur der, der etwas tut, kann auch etwas kaputt-machen!“, hatte Maria ihr daraufhin hinterhergerufen. „Wenn ich den ganzen Tag damit beschäftigt wäre, darauf zu achten, dass ich mir keinen Nagel einreiße, würde ich auch nichts kaputt-machen!“ Mut bewies sie. Zumindest hätte sich Luca das nicht getraut. Maria war auch sechzehn Jahre alt und die erste Saison in der Eisdiele. Genau wie er arbeitete auch sie das erste Mal weit weg von zu Hause. Für die Mädchen hieß die erste Saison in der Eisdiele immer, dass sie einen halben Tag – was sechs bis sieben Stunden waren – spülen mussten, per Hand selbstverständlich.

Nachdem Luca mit Paolo, Ernesto und Michele die verschiedenen Eissorten fertig und in die Edelstahlbehälter gefüllt hatten – viel mussten sie nicht neu produzieren, da sie in den letzten Tagen wenig verkauft hatten – und sie die beiden Theken – für den Außenverkauf und für die Eisspezialitäten – aufgefüllt hatten, blieb ihnen etwas Zeit für eine Pause. Es war kurz nach neun Uhr und außer wenigen Espressogästen noch nicht viel Betrieb in der Eisdiele. Kaffeeduft und Zigarettenqualm bildeten die allmorgendliche olfaktorische Melange. Bei den Espressogästen handelte es sich überwiegend um Italiener – Südtaliener, um genau zu sein. *Terroni* wurden sie auch

genannt – zumindest von den Norditalieniern. *Terroni*, was sich von *terra*, also Land oder Erde, ableitet und so viel heißt wie einfache Landbevölkerung. Böse Stimmen behaupten auch, es bedeute Erdfresser, da es im Süden Italiens nichts außer Erde zu essen gäbe. Der Süden Italiens war immer schon ländlicher geprägt und viele junge *terrone* suchten ihr Glück entweder in der Industrie des Nordens ihres Landes oder auch in Deutschland. Genau wie Luca. Wobei er sich nicht ganz sicher war, ob und was er eigentlich in Deutschland suchte. Vielmehr war es auch so, dass sein Vater entschieden hatte, er sollte in der Eisdielen arbeiten, um die Familie zu unterstützen. Zwischen den Familien der Mitarbeiter und den Colombos, also den *gelatai* – den Eisleuten –, gab es stets das Arrangement, dass die Mitarbeiter das ganze Jahr über nur ein Taschengeld ausgezahlt bekamen, damit der Lohn zum Saisonende fast komplett an die Familien übergeben werden konnte. So war es schon bei Lucas älteren Brüdern Pasquale und Francesco gewesen, die vor ihm – wenn auch nur für eine beziehungsweise zwei Saisonen – in Paderborn gearbeitet hatten. Trinkgeld gab es zwar, jedoch nicht für die Mitarbeiter.

Die *Terrone* waren also morgens immer da. Es waren jedoch in der Woche nicht jeden Morgen immer dieselben, da es sich überwiegend um Hilfskräfte aus der Fabrik handelte, die in der Regel in zwei oder drei Schichten arbeiteten, was folglich hieß, dass dieselben Espressogäste morgens immer nur alle zwei oder drei Wochen da waren, also dann, wenn sie Spätschicht hatten und erst am frühen Nachmittag ihre Arbeit antreten mussten. Am Nachmittag war dann immer entsprechend die andere Gruppe da. Neben der besagten olfaktorischen Melange erfüllte die Eisdielen auch eine dialektale Kakophonie aus Sizilianisch, Neapolitanisch und anderen süditalienischen Dialekten, die Luca nicht zuordnen konnte.

Noch lauter aber war es am Wochenende und da insbesondere sonntags, denn dann waren sie alle da und das hieß, dass man die Luft vor Qualm schneiden konnte und der Lärm nur noch vom Ausschlagen der Kaffeesiebträger und vom Rattern der Kaffeemühle übertönt wurde, die sich wie ein Maschinengewehr in kurzen Intervallen regelmäßig in Gang setzte, da der Kaffeekonsum entsprechend hoch war. Die wenigen deutschen Gäste, die morgens ihren Weg in die Eisdiele fanden, saßen eher schweigend und - trotz des Geräuschpegels - konzentriert mit aufgeschlagenen Tageszeitungen an den Tischen, während die Terroni - typisch italienisch - an der Theke standen, wild gestikulierten und laut miteinander diskutierten.

Einige von ihnen bündelten auch gerne mit den Bedienungen in der Eisdiele an. Wo sonst sollten sie italienische Frauen kennenlernen? In den Fabriken lag der Frauenanteil in den für die Gastarbeiter vorbehaltenen Bereichen fast bei null, sodass ihnen keine andere Wahl blieb, als regelmäßig in der Gelateria vorbeizuschauen, um ihr Flirtgeschick unter Beweis zu stellen. Das sah La Colomba natürlich überhaupt nicht gern. Um den Annäherungsversuchen der Terroni zumindest etwas entgegenzuhalten, gab es klare Anweisungen, wie insbesondere das weibliche Personal bei Colombo zu stehen - ja richtig: zu stehen - hatte, wenn es mal vorkam, dass es nichts zu tun gab: Fast schon militärisch durfte man nicht das Gewicht auf nur ein Bein verlagern, sondern musste auf beiden Füßen stehen, die Füße eng nebeneinander mit hinter dem Rücken verschränkten Armen. „Ich möchte nicht, dass ihr ausseht *come le puttane!*“ Sie sollten nicht wie Huren dastehen. Schmeichelhaft war die Chefin noch nie gewesen.

Die Terroni ihrerseits nannten die Norditaliener gerne *polentoni*, was sich auf den landläufig bekannten italienischen heißen Grießbrei bezog. Wie so viele